

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 6 (1953-1954)
Heft: 9

Rubrik: Michel [Fortsetzung]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Michel

EINE ERZÄHLUNG VON HERBERT KUHN

Copyright Chr. Kaiser Verlag München

Der Bettler atmete leise und rauh. Das Fieber mußte schon länger in seinem Leibe wüten. Er war ausgeglüht wie eine Schlacke. Die Haut war grau. An einigen Stellen sah sie aus wie nasse Erde. Seine Augen lagen starr und erloschen in ihren tiefen Höhlen. Bis zur Hälfte waren sie von verkrusteten, schieferschwärzen Lidern bedeckt. Arme und Beine lagen so, als hätte Abraham sie nachträglich und notdürftig in die Gelenke eingehängt. Es schien tatsächlich so gekommen zu sein, wie er es sich auf der Fahrt erbettelt hatte. Der Tod schien an ihm vorbei gegangen zu sein. Er wimmerte leise und klagend wie der Wind in einem Baume. Plötzlich bewegte er die Augen.

Michel fühlte ein Grauen. Mit solchen Augen hatte ihn noch niemand angesehen. So konnte einen nur ein Toter ansehen. Mochte der Bettler noch leben, teilweise wenigstens, seine Augen jedenfalls waren tot, erloschen. «Feuer, Flamme», wimmerte der Bettler. «Feuer, friß mich auf. Friß mich auf und wirf mich in den Wind.» Er horchte irr und wimmerte wieder: «Wind, Wind, wirf mich in die Nacht.» Und wieder nach einer Pause, leiser noch: «Nacht, Nacht, wirf mich in das Nichts.»

Entsetzt wandte Michel sich ab. Er mußte jetzt unbedingt etwas anderes haben, wohin er sehen konnte. Sein Blick fiel auf seinen Vordermann. Der lag platt auf dem Rücken und war mit dicken Riemen auf seinen Schragen gefesselt. Doch ließen die Riemen seinen Gliedern soviel Spielraum, daß er sich bewegen konnte. Und seine Glieder bewegten sich in einem fort, als läge er auf dem Wasser und müßte auf dem Rücken schwimmen. Er trug auch eine Art Schwimmerhaube, einen mit Gips oder Stärke gesteiften Helm aus Verbandstoff.

Michel drehte den Kopf zur Rechten. «Du», flüsterte er seinem rechten Nebenmann zu. «Wie lange schwimmt der schon auf seinem Stroh?»

Sein Nebenmann war schon älter. Das Gesicht war kaum zu erkennen. Es war von schwarzblauen Bartstoppeln wild überwuchert. Diese Stoppeln, die metallisch schimmerten wie kleine Käfer, schienen ihm aus den Knochen zu wachsen.

«Da», sagte Michel. «Hörst du nicht?»

«Ich höre», antwortete der Blaubart. «Du redest umsonst. Ich lasse mich auf gar nichts mehr ein. Dafür habt ihr mich viel zu oft belogen. Aber das sage ich euch, in ein Massengrab kriegt ihr mich nicht. Ich verlange ein Grab für mich allein. Das ist mein gutes Recht.» Der Blaubart schmatzte böse mit den trockenen Lippen.

Michel versuchte sich aufzurichten. Der Gips an seiner Schulter knirschte. Er sank zurück. «Abraham!» schrie er.

Vorläufig hatte Abraham noch keine Zeit für Michel. Er mußte sich um die anderen kümmern. Sie brauchten ihn alle. Einzelne mußte er trocken legen wie Kinder. Andere hatten sich durchgelegen auf dem verbrauchten Stroh. Sie jammerten und bettelten. Abraham war zu lange fort gewesen. Aber jetzt war er wieder da und gut im Zuge. Für jeden hatte er ein gutes Wort oder ein geduldiges Lächeln oder etwas aus seinen bodenlosen Taschen, einmal einen Riegel Schokolade, dann ein paar Kekse. Und wo er gewesen war, da wurde es still, da hörte das Stöhnen und Wimmern auf. Dabei war er ein alter Mann von über fünfzig Jahren und mit einem krummen Rücken. Als er endlich Zeit hatte für Michel, fand er ihn mit geschlossenen Augen. Sein Gesicht glühte. Das Fieber war wieder hochgekommen. Auch die Spritze ließ allmählich nach.

Abraham griff in seine Tasche und zauberte eine Büchse Apfelsauce hervor. «Hast du Durst?» fragte er.

«Hier werde ich wahnsinnig», sagte Michel, ohne die Augen zu öffnen. «Da draußen wurde ich nur gemein, hündisch, säuisch, aber hier werde ich verrückt. Sag doch dem Schwimmer, er soll endlich ans Ufer steigen oder absaufen.»

«Er kann nicht. Seit er einen Splitter im Gehirn hat, kann er nicht mehr aufhören. Er schwimmt schon lange. Aber wenn man ihn lieb hat, so stört es einen nicht mehr.» Er trat zu dem Schwimmer und wischte ihm vorsichtig den Schaum von den Lippen. Dann mußte er auf die Schreibstube, an den Fernsprecher. Der General hatte ihn verlangt.

In Michel brannte das Fieber, als wollte es ihm die Augen in Asche verwandeln. Die Haut in seinen eingefallenen Backen krümelte sich vor Hitze. Je höher das Fieber stieg, desto erträglicher

wurde ihm das furchtbare Elend, das ihn umgab. Das Fieber dämpfte alles ab.

Der Bettler zu seiner Linken quälte ihn jetzt nicht mehr. Auch den Blaubart konnte er ohne Grauen betrachten. Er vermochte sogar, über seine neue Lage nachzudenken. Sein Verstand arbeitete wieder, und die Gedanken schmerzten nicht mehr. Morgen würde der General kommen, sein Vater, der sich fernmündlich angesagt hatte. Gut, daß der General noch einmal kam, ehe alles zu Ende war. Es mußte ihm noch einiges gesagt werden, wovon ihm die Haare wahrscheinlich zu Berge stehen würden.

Michels Augen wanderten langsam im Saal umher. Es brannten insgesamt drei Friedhofslichter. Aber das Auge gewöhnte sich allmählich an das trübe Licht. Michel konnte feststellen, daß sie in Reihen lagen wie die geborgenen Opfer einer Katastrophe. Betten gab es nicht. Die Fiebernden lagen durchweg auf Stroh und einer Art Bahre, die aus rohem Holz notdürftig zusammengehauen war.

Keiner nahm irgendwelche Notiz vom anderen. Das Fieber hielt sie alle umfangen wie ein riesiges, rotes Tuch, das sich um sie geschlagen hatte. Sie brauchten auch die Welt nicht mehr. Jeder lag in seiner eigenen, die ihm das Fieber erschuf. Und diese Welt war erfüllt von entzündeten und gespenstischen Ereignissen und über-gossen vom Schein einer blutroten Fackel, die der Tod in ihre qualvollen Träume hielt.

Michel langte mit der Linken nach dem Apfelsauce. Nach dem ersten Löffel ekelte es ihn bereits. Das Fieber drückte ihm den Magen nach oben. Er versuchte sich zu bewegen in dem Gips, der Schulter und Arm bis zu dem Ellenbogen umschloß. Unter dem Gips war es lebendig. Das mußten Läuse sein. Das Bedürfnis, sich zu kratzen, wurde immer heftiger.

Plötzlich erschauerte er. Er hatte das Gefühl, als wäre in seinem Rücken ein großes Fenster ins Schwarze aufgerissen worden. Er glühte vor Fieber, und dennoch drang etwas wie eiskalte, schwarze Luft in seinen Rücken. Seine Zähne trommelten aufeinander. Er vermeinte, nach vorne fliehen zu müssen, aber er konnte nicht. Gegen den grauenhaften Sog in seinem Rücken war er machtlos. Da wußte er, daß der Bettler seine blicklosen, stumpfen Augen geöffnet hatte und ihn ansah.

Der Bettler hatte sich auf den rechten Ellenbogen gestützt und blickte ihn starr an mit seinen nässenden Augen, die keine mehr waren, weil sie keinen Blick mehr hatten. Der Bettler war jetzt bei Bewußtsein.

«Wo ist dein Blick?» ächzte Michel.

«Fort», rasselte der Bettler mit seinen rostigen Lungen. «Meine Augen haben Gott gesehen. Seitdem sind sie tot. Weißt du, wie Nächte im Graben waren zu lang, zu einsam.»

Die toten Augen vermochte Michel nicht auszuhalten. Sein Blick glitt ab. «Davon sterben einem die Augen doch nicht», sagte er.

«Nein, daran sind sie auch nicht gestorben. Aber was soll man schon tun, wenn man so allein ist?» Die Lippen des Bettlers verkrampften sich. «Wenn man ausgeliefert ist an den Tod wie an ein Rudel Wölfe, die einen unablässig umschleichen. Dann haben alle Dinge plötzlich Augen. Grüne, schillernde, verkleckste Augen. Die gehören dem Tod, und der schillert einen an, wohin man nur sieht, fühlt, greift. Ueberall fühlt man den Tod, schmeckt ihn, riecht ihn. Die Nächte sind voller Tod, und die Sterne sind voll von ihm. Und wenn der Wind geht, atmet er einen an. Und wenn es rauscht im Wald, flüstert er einem zu, raunt, aber man versteht es nicht. Was bleibt einem da noch übrig? Man betet, nicht wahr? Man hat Gott vergessen. Aber dann fällt er einem wieder ein, nachts, in der Kälte, im Schnee, im Dunkeln, wenn der Tod einen anschillert. Dann betet man eben in seiner Angst und Einsamkeit. Und niemand antwortet. Niemand. Nichts. Das Schweigen wird nur noch schwerer.»

«Ja», murmelte Michel benommen. «Das kenne ich. Das Schweigen, das schweigt, habe ich auch erlebt.»

«Nicht wahr?» flüsterte der Bettler. «Gott schweigt ja ganz anders als Menschen und Dinge. Man kann sich nicht mehr helfen dann. Man muß eben beten. Aber Gott schweigt. Dann muß man schreien. Aber Gott schweigt immer noch. Und dann muß man fluchen. Hast du das nicht getan?»

«Oft», sagte Michel mühsam. Die Augen des Bettlers versetzten ihn in eine Art Betäubung. Seine Sinne versagten ihm allmählich. «Das haben wir ja alle getan», fügte er noch hinzu.

«Ich natürlich auch», wisperte der Bettler. «Und da — da sah ich Gott.»

«Als du fluchtest?»

«Eben. Als ich betete, blieb es dunkel. Als ich schrie, blieb es still. Aber als ich fluchte, sah ich ihn. Und er war entsetzlich.»

«Seine Fratze?»

«Fratze? Warum Fratze?»

Fortsetzung folgt